

(Nachdruck verboten.)

13]

Neu-Karthago.

Roman von Georges Cethoud.

VIII.

Regina soll in die Gesellschaft eingeführt werden. Zu dem großen Tage sind sechshundert Einladungen verschickt worden, zweihundert mehr als zum letzten Ball des Oberpräsidenten. In der Stadt spricht man nur noch von dem bevorstehenden Ereigniß.

Wein Frau van Belt Frau van Bilt trifft, bildet dieses nach den üblichen Begrüßungsphrasen das ausschließliche Thema der Unterhaltung, und beide Damen informieren sich angelegentlich über die Toiletten, die ihre Töchter tragen werden. Frau van Bal schwelgt in der Vorfreude, Frau van Bol auszustecken, und Frau van Bul wieder macht es ein teuflisches Vergnügen, über das Fest mit ihrer Freundin von Brul zu plaudern, die ohne allen Zweifel nur aus Versehen nicht eingeladen wurde. Frau van Brand, die ebenfalls übergangen worden, giebt vor, die Einladung, die sie gar nicht erhalten hat, dankend abgelehnt zu haben. Sie alle aber brennen darauf, sich möglichst eingehend über jede Einzelheit zu unterrichten, und wenn sie ihre Neugierde bei den Freundinnen nicht befriedigen können, lassen sie es sich angelegen sein, in den Geschäften herumzuhorchen. Putzmacherinnen, Traiteure, Zuckerbäcker, sie alle sind von den Dobouziez's mit Beschlag belegt. Die ganze Stadt lebt nur noch für sie, wie die Herren Saint-Jardier zu sagen belieben. Die anderen Kunden geben die Hoffnung auf, ihre Sachen zu erhalten, und fügen sich seufzend ins Unvermeidliche. So klug sie es auch anstellen mögen, zum Ziele zu gelangen, sie erhalten auf ihr beharrliches Drängen unweigerlich die Antwort: „Ganz unmöglich, gnädige Frau, wir haben ja doch gerade an dem Tage den Ball bei Dobouziez's!“ Der Traiteur Balduye, dessen bewährten Händen die Aufstellung des Buffets und das Arrangement des Soupers anvertraut wurde, bereitet wahre Wunder vor. Alle Tapezire, Dekorateur und verwandte Berufszweige sind in den Dienst des Hauses Dobouziez's gestellt. Doch das ist alles eitel Kinderpiel gegen die fieberhafte Thätigkeit, die die Schneiderinnen entwickeln. Selbst in Brüssel regt man die fleißigen Hände und schneidert, näht, säumt, sticht und konfektionirt ganze Kilometer von Stoffen, die die Teilnehmerinnen dieses, die Antwerpener Gesellschaftssaison eröffnenden Festes zu schmücken bestimmt sind.

Die Festgeber sind nicht weniger in Aufregung als ihre Gäste. Felicitas ist in ihrem ganzen Leben noch nicht unbelauziger gewesen. Sie läßt ihren Unmuth an den aus Hilfsweise angenommenen Dienstboten und an den Arbeitern aus, die zur Dienstleistung im Hause abkommandirt sind. Frau Dobouziez ist in beständiger Bewegung und hat alle Aussicht, ihre zunehmende Korpuslenz, die ihr solchen Kummer bereitete, bei dieser heilsamen gymnastischen Übung um einige Pfund zu vermindern. Am vernünftigsten und ruhigsten benehmen sich Gina und Vetter Guillaume. Sie haben beide in gemeinsamer Arbeit das Verzeichniß der Einzuladenden aufgestellt. Gina strahlt vor Glück und Vergnügen und empfindet die Umstände, die man sich ihretwegen macht, als schmeichelhafte Huldbildung.

Dieser Ball, der seinen Riesenschatten vorauswirft, beeinflusst sogar die Unterhaltung des Bureaupersonals, und selbst die Fabrikarbeiter sprechen in der Pause davon, die Kanne mit dem kalten Kaffee in der einen und die kurze Thoupseife in der andern Hand. Die Leute wissen zwar nicht recht, was eigentlich los ist, aber das lebhafteste Gerede von Leuten mit Pappschachteln, Körben und Klippen, läßt auch die wenigst Neugierigen ab und zu von der Arbeit aufsehen und giebt allerlei Vermuthungen Raum. Ein Glück für Laurent, daß er in der Ferne weilt, er würde zur Zeit kein Unterkommen finden.

Unter der Zahl der Eingeladenen befinden sich auch die drei ersten Angestellten des Bureaupersonals: der Buchhalter, der Kassirer und der Korrespondent. Das schmeichelt der Schreiberzunft nicht wenig, und selbst der Stift empfindet ob der Gnade, die seinen Vorgesetzten widerfahren, ein Gefühl stolzer Genußthung. Die drei Bevorzugten sollen ihre Kollegen

würdig vertreten. Wenn Herr Dobouziez gerade nicht im Bureau ist, unterbrechen die Herren ihre Arbeit und stellen tiefstimmige Erörterungen über die wichtigsten Fragen der Etikette und der Toilette an. Zunächst halten die drei Vertreter bei den Kollegen Umfrage wegen der Fassung des Dankschreibens, das an die Gastgeber gerichtet werden muß. Soll man den Brief an Frau oder an Herrn Dobouziez adressiren? Nachdem über diesen Gegenstand ein Einverständnis erzielt worden, wendet man sich anderen Formfragen zu. Soll man strohfarbene oder perlgraue Handschuhe wählen? Ist es angezeigt, eine Blume ins Knopfloch zu stecken? Parfümirt man sein Taschentuch oder läßt man es süßlich besser bleiben? Der Stift, der das Patzschuli als besonders vornehmes Parfüm empfehlen zu dürfen glaubte, hat mit seinem Rath solche lärmende Heiterkeit erregt, daß er fernerhin nicht mehr wagt, seine Meinung kundzugeben. Ja, und dann? Muß man einen Reconnaisancebesuch machen? Und zu welcher Zeit? Das wird sich dann schon finden, meinte der Kassirer, der Naturschwärmer, der glückliche Besitzer des Lannengehölzes.

Der große, bedeutungsvolle Tag ist endlich herangekommen. Das Parkett ist spiegelblank, die Kronen sind angezündet, und an den Thüren stehen die Lakaien in Aniehofen und Badenstrümpfen auf Posten. Um neun Uhr abends biegt der erste Wagen in die winkelige, schlecht gepflasterte Vorstadtstraße ein, die zur Fabrik führt, dann folgt ein zweiter, dem sich in rascher Folge andere anschließen.

Der widerliche Graben, von dessen Ueberwölbung nach dem Erlöschen der Cholera-Epidemie nicht mehr die Rede ist, hat noch keine ähnliche Auffahrt erlebt. In seinem starren Staunen scheint er ganz daran zu vergessen, seinen Pesthauch in die Winterluft zu senden.

Mit ihren Säuglingen auf dem Arm stehen die Arbeiterfrauen vor der Thür ihrer Hütten und betrachten staunend die glänzende Auffahrt. Sie strengen ihre Augen vergebens an, hinter den angelaufenen Scheiben der im Fluge vorbei rasenden Equipagen die schönen Damen zu erblicken, die sich behaglich in die Ede ihrer rollenden Stübchen zurücklehnen. Das arme Volk sieht nichts weiter als die Lichter der Wagenlaternen, das Funkeln der Metallbeschläge an den Geschirren und das Aufblitzen einer Kinnkette oder einer Goldbretze am Hute des Kutschers. Die Pferde wiehern und blasen den weißen dampfenden Athem in die Nachtluft. Und die kleine Madonna am Kreuzweg sieht im Lichte des flackernden Heiligenlämpchens just so arm und kleinmüthig aus wie ihre glaubenstarke Gemeinde.

Die Fabrik indessen feiert nicht. Die Nachtschicht hat die am Tage beschäftigten Kameraden abgelöst und ist bei der Arbeit, die Defen neu zu beschicken, denn die Fettmassen müssen beständig flüssig erhalten werden. Während die Herrschaften sich belustigen, können sich die Proletarier im Schweisse ihres Angesichts wacker abplacken!

Wenn die dickvermummten Gäste aus den Wagen steigen und unter den Thorweg treten, bietet sich ihnen einen kurzen Augenblick die Vision der schwarzen Fabrikmauer, und das dumpfe Gebrüll der arbeitsmüden Maschinen schlägt gedämpft an ihr Ohr, während ein sader Fetigeruch ihre Nasen belästigt. Aber schon sind sie durch das weitgeöffnete Glasportal in die mit blühenden Topfgewächsen und Bäumen besetzte Vorhalle getreten, deren warme parfümirte Luft ihre Sinne schmeichelt und umfängt.

Die drei Herren aus dem Bureau erscheinen als die ersten auf dem Plan. Sie haben sich auf gemeinschaftliche Kosten eine schöne Mietzkutsche geleistet, obwohl sie von ihrer Wohnung nach der Fabrik nur eine Viertelstunde Weges zu machen haben. Aber das Komptoir soll und muß würdig und standesgemäß vertreten sein. Die Zuborkommenheit der Herren mit den wohlgepflegten Barkoteletten und der untadeligen Gesellschafts-toilette, die ihnen im Vorzimmer beim Ablegen der Ueberzieher behilflich sein wollten, brachten das Kleeblatt in nicht geringe Verlegenheit, und die Diener mußten förmlich Gewalt anwenden, ehe die drei verschüchterten Komptoirleute sich ihre Dienste gefallen ließen.

Die Frau des Hauses beeilt sich, nachdem sie mit ihrer Toilette glücklich fertig geworden, zum Empfang der Gäste herunterzukommen. Ein Lakai hat das Schreibertrio gemeldet und in den Salon geführt, worauf sich die gnädige Frau

erhebt, um den allzu pünktlichen Gästen entgegenzugehen. Die Namen sagen ihr nichts, als sich die drei indessen als Stützen der Firma Dobouziez u. Ko. vorstellen, macht das gewinnende Lächeln der zuvorkommenden Dame einer recht erzwungenen Grimasse Platz. Frau Dobouziez läßt sich nichtsdestoweniger gnädig herbei, den Herren über den Stand ihrer Gesundheit beruhigende Erklärungen zu geben, worüber die Hochbeglückten durch wiederholte Verbeugungen dankend quittiren. Sie sind selbstverständlich entzückt zu vernehmen, daß sich die verehrte Frau des Chefs zur Zeit des besten Wohlseins erfreut!

Frau Dobouziez aber bricht hier plötzlich die Unterhaltung ab, bittet die Herren um Entschuldigung und zieht sich unter dem Vorwand, noch einen dringlichen Auftrag geben zu müssen, zurück. Sie begiebt sich wieder in ihr Voudoir, um ihren Kopfsputz, der auf Reginen's Rath gar zu einfach gerathen, um eine Rose und eine goldene Agraffe zu bereichern.

Inzwischen hat sich auch die Gesellschaft, die wahre Gesellschaft, eingefunden. Frau Dobouziez wiederholt bis zum Ueberdruß die drei oder vier Begrüßungsformeln, die nach dem Range der Eingeladenen leichte Abänderungen erfahren.

Da ist zunächst der Herr Oberpräsident, der Herr Bürgermeister von Antwerpen, der Herr Platzkommandant, der kommandirende General, der Präsident des Gerichts erster Instanz, der Oberst der Bürgergarde, mit Ausnahme des erstgenannten alle nebst ihren Gemahlinnen, die höheren Grade der Armee, in erster Linie aber trifft man Herrn und Frau von Million und die Töchter und Söhne des Ehepaares Million, Herrschaften mit deutschen, flämischen und französischen oder auch gar keinen Adelsprädikaten, alle Van des Handels, alle Van des Bankgeschäfts und das Rassenaufgebot der Janssens, Verbists, Meyers, Stevens und Peeters. Alles, was einen bankfähigen Namen trägt, ist zur Stelle. Der reiche Bildhändler streift den Ehrenmann, der verschleierte Bucher treibt, der Emporkömmling, der heute groß geworden. brüftet sich neben dem Mann, der morgen den Skonturs anmelden wird. Jeder der Gäste könnte ein Mindesteinkommen von fünfundsingstausend Franken nachweisen, das nach dem landläufigen Gewinnverhältniß einem Geschäftsumsatz von zweimalhunderttausend Franken entspricht. Wie die Namen, die der Diener in den Saal ruft, ähnlich klingen, so zeigt auch die äußere Erscheinung der Personen das gleiche Bild: den schwarzen Frack, die weiße Strabatte und den vorschriftsmäßigen Chapeau-claque. Auch die Physiognomien der Leute gleichen einander, denn die Gleichheit der Beschäftigung und die allen gemeine Kultur des Geldes geben ihnen allen einen gewissen Familienzug. Die Gleichheit der Lebensbedingungen und der Thätigkeitsfelder bringt es zu wege, daß der Vollblütige dem Blutarmen, der Dicke dem Mageren ähnlich wird. Man sieht dicke, zu feierlicher Würde erwartete Gesichter, die so fest und verschlossen wie die Geldschränke ihrer Besitzer sind, man sieht lebhaft bewegte Köpfe piffiger Schläuberger, Köpfe von Puschmalkern und Geschäftsknüfflern, die sich an den Resten gütlich thun, die von den reich bestekten Tischen der Hohenpriester Merkurs fallen. Man sieht listig blinzelnde Augen, Blicke, die verstoßen zur Seite schweifen, Hände, die sich nur mühsam zur Ruhe zwingen, sinnliche Lippen, zu sardonischem Lachen verzerrte Gesichtszüge, verranzelte Strümpfe, enthaarte Schläfen und massive, vollwichtige Schmuckgegenstände, die an dicken Fingern prunken und auf feisten Spitzhäuchen schaukeln. Die einen, deren geschäftliche Thätigkeit sich gemeinhin in der Stille ihrer Komptoire vollzieht, haben die bleiche Gesichtsfarbe des Stubenhockers, während andere wieder, die internationale Geschäftsverbindungen zu weiten Reisen nöthigen, sich der gesunden Farben erfreuen, die der Aufenthalt auf See und in freier Luft giebt.

Trotz der Gleichförmigkeit der Kleidung hält es nicht schwer, an bestimmten Eigenheiten Beruf und Stellung des Einzelnen zu erkennen. Der junge Makler hier schlenkert mit den Armen und hantirt mit der Tanzkarte, als wäre es sein Abschlußbuch, der Baarenagent dort sucht mechanisch in den Taschen nach seinen Mustern, und die Finger jenes Wollwaaren-Fabrikanten beschließen unbewußt den Portierenstoff und die Möbelbezüge. Bei einigen dieser Proben nahmen Hochmuth und Eitelkeit bereits die Formen der fixen Idee an. Der alte Brullekens beispielsweise wird nie ein Geldstück in die Hand nehmen, das nicht von jeglichem Schmutztheilchen befreit, blißblank funktelt. Ein Diener läßt es sich fauer werden, das Taschengeld des gnädigen Herrn zu putzen, der sich mit Vorliebe der neugeprägten Münzen und

der Scheine, die eben die Presse verlassen haben, bedient. Sein Nachbar De Zater wieder würde um nichts in der Welt seine des Handschuhes entkleidete Hand irgend einem reichen, nicht einmal seinen eigenen Kindern, und geschieht es ja einmal, daß seine aristokratische Rechte verächtlich durch die Berührung der nackten Hand eines seiner Mitmenschen befudelt wird, so ruht er nicht bis er sie gehörig gewaschen und gesäubert hat.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Pflanzen, welche die Jagd ausüben.

Eine der zugleich interessantesten und befremdlichsten Erscheinungen bleiben dem Forscher immer noch die Insektivoren oder Karnivoren, das sind diejenigen Pflanzen, die sich nicht mit anorganischer Nahrung begnügen, sondern außer dieser auch noch thierische Substanz in sich aufnehmen, also gewissermaßen die Raubthiere oder besser die Raubpflanzen unter den Pflanzen darstellen. Nun ist es allerdings jedermann erklärlich, daß ein Thier, das im Besitze willkürlicher Bewegungsfreiheit, im Stande ist, sich in den Besitze von seinesgleichen zu setzen — wie fängt es aber die „Raubpflanze“ an, thierische Individuen zu ihrer Beute zu machen, sie zu verzehren und zu verdauen, da sie weder Beine hat, ihnen nachzulaufen, noch Waffen, sie zu tödten, sie zu fressen und einen Magen, sie zu verdauen? Hier bietet uns die Natur in der That eins ihrer größten Wunder dar, da sie die betreffenden Pflanzen mit Organen ausgestattet hat, die ebenso wunderbar in ihrem Mechanismus als in ihren Funktionen, aus der Pflanze einen mit raffinierten Fang- und Mordgeräthen ausgerüsteten Jäger machen, der nicht nur alle möglichen Lockmittel bereit hält, die arglosen Opfer in seine Netze zu ziehen, sondern auch gefährliche Waffen, diese zu packen, festzuhalten und zu erwürgen.

An sich gehören die insektenfressenden Pflanzen durchaus nicht zu den Seltenheiten, man kennt an fünfshundert Arten; auch der Umstand, daß es überhaupt Pflanzen giebt, die animalische resp. organische Nahrungstoffe verwerten, erscheint nicht gerade wider-natürlich oder besonders befremdlich, wenn man berücksichtigt, daß zahlreiche Schmarotzerpflanzen gleichfalls von thierischen Bestandtheilen existiren, und auch die Laubblätter manrigfacher Pflanzenarten, in denen Thau oder Regenwasser sich ansammelt, die Fähigkeit besitzen, die durch Auflösung von kleinen Insekten, die in dem aufgesammelten Wasser den Tod gefunden haben, entstandenen „Bazillen“ zu assimiliren. Das Bemerkenswerthe an den Insektivoren ist vielmehr die erstaunliche Art und Weise, wie sich diese Pflanzen in den Besitze ihrer Beute zu setzen wissen; die Fangorgane, mit denen wir sie ausgerüstet finden, erregen unsere höchste Bewunderung, und diese sind es daher, die wir uns einmal näher betrachten wollen.

Wenn wir des besseren Verständnisses halber den Vergleich mit menschlichen Jägern beibehalten, so unterscheiden wir von vornherein zwei Hauptgattungen „jagender“ Pflanzen, und zwar nach der Art und Weise, in der sie den Fang ihrer Opfer bewerkstelligen. Die erste Gattung besteht lediglich aus geschickten, lähnen Jägern, die über ihre Beute herfallen, sie festhalten und abschlagen, die zweite aus schlauen Trappern oder Wildbiellern, die ihre Opfer anlocken und in geschickt angelegten Fallen und Netzen fangen. Zu den echten Jägern gehören die Gattungen Drosera und Pinguicula, zu den Trappern verschiedene Arten der Gattungen Sarracenia, Darlingtonia und Nepenthes, sowie die Utricularia-Arten.

In unserem Klima ist der interessanteste Repräsentant der „echten Jäger“ ein bescheidenes Pflänzchen, der auf den Torfmooren ganze Strecken bedeckende Sonnentau (Drosera rotundifolia) dessen gelblichgrüne Blätter rothschimmernde Rosetten bilden. Aus der Mitte erhebt sich der kaum handhohe, mit weißen Blüthen besetzte Blüthenstängel. Dieser ist aber für die mörderischen Reigungen der Pflanze bedeutungslos, ihre Fangarme sind die langgestielten Blätter, die rundum mit prächtig rothen Köpfschendriisen (kleinen, mit Köpfschen versehenen Stielen, Tentakeln genannt) versehen sind. Jedes Köpfschen trägt ein Tröpfchen einer klaren, glänzenden Flüssigkeit, das weithin in der Sonne schimmert und die dürstigen Insekten, die das diamantene Secret für köstlichen Blüthenstau halten, anlockt. Doch wehe dem Insekt, das sich durch den Schimmer des vermeintlichen Thaus verführen läßt: kaum berührt es die klebrige Feuchtigkeit, so fählt es sich festgehalten wie in einem Spinnennetz, denn der Sonnentautropfen stellt nicht nur das Lockmittel, den Schau-Apparat der Pflanze, sondern auch die Leimruthe dar, die sie ihren Opfern hinhält. Doch damit nicht genug: noch vermöchte ein besonders kräftiges Thier sich trotzdem ihrer Gewalt zu entziehen, daher müssen noch stärkere Mittel angewandt werden, sich seiner dauernd zu verschern. Der Gefangene soll nicht bloß gefesselt, sondern regelrecht eingekerkert werden, und das geschieht auf folgende Weise: durch die Berührung des Insekts wird die Thätigkeit der oben beschriebenen Tentakeln ausgelöst, eine nach der andern legt sich über das Blatt und demzufolge auch über das erbeutete Insekt hinweg, bis dasselbe vollständig eingeschlossen ist. Dieser Vorgang ist durchaus nicht immer der gleiche. Vielmehr

legen sich die Tentakeln stets genau über dem Orte zusammen, wo sich das Insekt befindet, auf der Seite oder in der Mitte, gerade als berechne die Pflanze wie ein Thier genau ihre Maßnahmen. Oft kommt es sogar vor, daß sich zwei benachbarte Blätter bei der Festnahme eines besonders großen Thieres gegenseitig Hilfe leisten, indem zum Beispiel ein Blatt den Kopf, ein zweites den langen spindelförmigen Leib einer unvorsichtigen Libelle mit seinen Tentakeln umzingelt. Die Manipulation des Einschließens nimmt etwa einen halben Tag in Anspruch, ist sie beendet, so beginnt die Verdauung, denn das Blatt verrichtet auch die Funktionen des Magens.

War das Sekret, das von dem Sonnenthaublatt ausgeschieden wird, vorher völlig neutraler Art, so nimmt es sofort nach dem Fange eines Insektes die Beschaffenheit einer Säure an, es scheidet eine Substanz aus, die eine ganz ähnliche Zusammensetzung wie unser Magensaft besitzt und auch andere Speisetheile, wie Käse, Fleisch, Eiweiß u. s. w., ja sogar Knochenplitter (wenn auch natürlich alles nur in winzigen Quantitäten) aufzulösen und aufzusaugen vermag. Oeffnet sich das Blatt nach einigen Tagen wieder, so ist der verdauungsfähige Stoff des Insektkörpers vollständig aufgesaugt und nur die harten Ueberreste (Flügeldecken etc.) sind zurückgeblieben. Die Ähnlichkeit des seltsamen Altes mit unserem Verdauungssaft geht sogar soweit, daß die Pflanze oder richtiger das Blatt die Schädlichkeit eines Uebermaßes von Nahrung zu empfinden vermag. Sie kann sich den Magen regelrecht verderben, denn genießt sie zu große Bissen, so kann sie das Uebermaß nicht bewältigen, der unverdaute Theil geht in Fäulniß über und bewirkt das Absterben des Blattes nicht allein, sondern oftmals der ganzen Pflanze. Genau wie unser Magen zeigt sich das Droserablatt auch empfindlich gegen gewisse ihm entweder angenehme oder unangenehme Substanzen; Dämpfe von Aether und Chloroform vermögen die Blätter regelrecht zu paralysiren und sie für die Ausübung ihrer Funktionen unfähig zu machen, durch Alee- und Essigsäure werden sie vergiftet, phosphorsaures Ammoniak ruft die Bewegung der Tentakeln hervor, wobei sich dieselbe derart empfindlich gebärden, daß bereits ein dreihundertstel Milligramm des genannten Stoffes zur Erzielung einer Wirkung hinreichend ist.

Zu den berühmtesten Insektivoren gehört eine nordamerikanische Verwandte des Sonnenthaues, die Venus-Fliegenfalle (*Dionaea muscipula*), deren Blätter ebenfalls Rosetten bilden. Die Blattflächen dieser Pflanze gleichen, durch die Mittelrippe in zwei halbkreisförmige Hälften getheilt, einer klaffenden Muschel, die Mittelrippe stellt gewissermaßen ein Charnier dar, das das Blatt in den Stand setzt, wie ein Buch zusammenzuklappen. Die Stelle der Tentakeln vertreten bei der *Dionaea* drei auf jeder Blatthälfte befindliche Haare oder Vorsten. Berührt ein Insekt eine derselben, so tritt der wundersame Mechanismus in Kraft: das Blatt klappt zusammen und schließt das Insekt ein wie in einer Falle. So groß ist die bei diesem Vorgange zu Tage tretende Energie, daß man das geschlossene Blatt eher zerreißen, als wieder öffnen kann. Der Verdauungsprozeß ist derselbe wie beim Sonnenthaue; besondere Digestionsdrüsen sondern nach erfolgter Schließung des Blattes das magensaftähnliche Sekret ab, nach ca. acht Tagen ist das Blatt wieder auf und ist nur für eine neue Mahlzeit gerüstet. Indessen vermag es seine Thätigkeit nicht nach Belieben ins Unendliche fortzusetzen, die Jagd ist ein aufreibender Beruf, und wir dürfen uns daher nicht wundern, daß das betreffende Blatt nach drei- bis viermaliger Ausübung des Sports abstirbt.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Der Briefkasten. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß der Briefkasten vor kaum einem halben Jahrhundert in verschiedenen Staaten Deutschlands noch gar nicht existirte. In Berlin wurde freilich schon im Jahre 1765 der erste Briefkasten im Hofpostamt angebracht; weitere Verbreitung fand diese Einrichtung aber erst nach Festsetzung vereinfachter Briefarten seitens der Behörde und besonders nach Einführung von Postverzeichnissen, die in Preußen zum ersten Male am 15. November 1850 zur Ausgabe gelangten. An dem Haupt-Postamt in Hannover war noch im Jahre 1840 kein Briefkasten vorhanden. Als ein vielgereister Sachse den Mangel dieser Einrichtung im „Hannoverschen Volksbl.“ beklagte, erfolgte in demselben Blatte eine gebarnichte Entgegnung, in der der biedere Sachse über die Noththeile der Briefkasten und die Gefahren, die mit der Einführung derselben für das Gemeinwohl verbunden seien, gründlich belehrt wurde. „Es sei nämlich — so heißt es in der Entgegnung — an anderen Orten, wo sich bereits Briefkasten befänden, vorgekommen, daß von malthusianen Personen, die sich von einem Postoffizianten bei irgend einer Gelegenheit am Postbureau hart oder unzierlich begegnet glaubten, Briefe an diese Offizianten selbst, mit ganz vertrackt spitzfindigen, höhnischen oder gar beleidigenden Redensarten angefüllt, natürlich ohne Namensunterschrift, in den Briefkasten gesteckt wurden. Wenn nun freilich bei uns es unmöglich ist, daß jemand auf solche Weise hart oder unzierlich begegnet wird, so ist es unbestreitbar auf der anderen Seite ebenso unmöglich, zu vermeiden, daß es nicht hin und wieder noch Querköpfe giebt, die sich derlei wenigstens einbilden; und wie wäre nun gegen solches Geschreibsel solcher Personen noch Sicherheit, wenn so ein Briefkasten da wäre, der gewissermaßen zu jedermann sagte: „Stech

mir hinein, was du willst, denn ich nehme alles auf.“ Weiter heißt es in jener Entgegnung: „Wer irgend eine Malice gegen jemand im Sinne hat, wer diesen verdächtigen will, jenem einen Floß ins Ohr setzen, ein verlobtes Paar auseinander bringen, Eltern und Kinder, Mann und Frau, Herren und Diener u. s. w. gegen einander hegen, überhaupt Zank und Argwohn säen will, von Schadenfreude und Lüge getrieben, er setzt sich hin, schreibt einen Brief voll Verleumdungen ohne Unterschrift und steckt ihn in den Briefkasten. Andererseits giebt solch ein Kasten auch eine vortreffliche Gelegenheit ab zu zärtlichen Mittheilungen, Liebesbriefchen u. s. w., die man sonst Mühe hat, an den Mann zu bringen oder an die Frau oder Tochter. Daß damit der Anknüpfung von Liebeshändeln ein großer Vorstoß geleistet werde, ist nicht zu verkennen; und wenn angenommen, daß man nichts Besseres thun könne, als die Liebe auf jede Weise zu begünstigen, so käme es nur darauf an, zu untersuchen, ob wir nicht ohne Briefkasten bisher der Liebe genug in unseren Mauern gehabt hätten. Ziele die Antwort hierauf aber verneinend aus, so müßte dann letztlich entschieden werden, ob die Vortheile eines durch Briefkasten herbeigeführten größeren Liebesverkehrs so sehr die Nachteile desselben überwiegen, daß man einstimmig rufen müßte: „Briefkasten, Briefkasten! kein vollkommenes Glückseligkeit ohne Briefkasten.“

Musik.

sz. Julius Bunzl-Federn's „Laß brausen die Räder“ (Lied eines Arbeiters an seine Maschine, für eine Bassstimme mit Pianoforte-Begleitung, op. 30, Prag, G. Weiner) ist als effektvolles Vortragsstück zu empfehlen. Musikalisch hat es wenigstens den Vorzug, daß der Tonakzent fast immer mit dem Sprachakzent zusammenfällt; die paar Ausnahmen davon wären nicht nöthig und zeigen, wie tief wir noch im Trala und Trab-Trab stehen. Man glaube nicht, einem Arbeiterpublikum damit kommen zu müssen; gerade in diesem lebt eine Empfänglichkeit für ungewohnte Schlichtheit des Ausdrucks oder kann erweckt werden, und dafür haben Komponisten solcher Stücke zu sorgen. — Die Stelle der Dichtung: „In traulicher Werkstatt da gab es nicht Noth, da wandelt sich Arbeit zu Golde“ kommt hoffentlich nicht unseren Kollegen von der nationalökonomischen Sparte vor Augen. —

Kunst.

hl. In der Herbstausstellung im Kunstsalon von Gurlitt zieht vor allen andern ein Gemälde von Ludwig von Hofmann die Aufmerksamkeit auf sich. Hofmann hat seit seinem ersten Auftreten einen lebhaften Streit der Meinungen erregt. Jahrelang hat man ihn von den offiziellen Kunstausstellungen zurückgewiesen, man hat aber doch nicht verhindern können, daß sein starkes Talent sich Bahn brach; im vorigen Jahr hielt er seinen Einzug in die Große Berliner Kunstausstellung und feierte einen großen Triumph — mit einem Bilde, das gewiß nicht zu dem Besten gehörte, was er bis dahin geschaffen. Hofmann hat nicht gerastet, sondern unablässig weiter gearbeitet; und mit zwei Werken, die er in diesem Jahre ausstellte, mit dem „Adam und Eva“ vom Frühjahr und seinem jetzigen, dem „Frühlingssturm“, ist er zu Höhen gekommen, die nur wenige unter den deutschen Künstlern der Gegenwart erreichen. Sein Entwicklungsgang kann als typisch gelten. Mit „Farbensymphonien“ begann er, kräftigen Farbenharmen in Roth, Grün, Orange, in denen der Inhalt und die Zeichnung nichts, die Farbe alles war. Mit der fortschreitenden Entwicklung konnten aber auch die ersteren zu ihrem Recht; die Modellirung seiner Körper wird bestimmter und kräftiger, und die vage Farbenstimmung wandelt sich zu individuellen Naturstimmungen von seltenem Reiz. Zwar ist Hofmann in keinem seiner Werke bisher Naturalist in dem Sinne gewesen, daß er ein getreues Bild der Natur gegeben hätte, seine Natur ist farbiger als die wirkliche, aber er weiß sie in ihrer Art überzeugend darzustellen. Der Fels, den er malt, hat für unsere Empfindung die kraftvolle Wirkung des wirklichen Felsen, das Meer auf seinen Wüldern lebt wie das lebendige Meer, und der Himmel darüber dehnt sich unendlich weit bis zu dem fernen Horizont, an dem Himmel und Meer zusammentreffen. So ist das Bild, das er jetzt ausstellt. Ueber einen Felsabhang im Vordergrunde sieht man hinweg auf das Meer. Es geht zum Abend. Die sinkende Sonne verguldet mit ihrem letzten Schein die Höhen der Felsen und trifft noch den Jüngling und die beiden Mädchen, die einander eng umschlungen haltend, jauchzend zum Strande hinabstürzen — dem Frühlingssturm entgegen. Noch ist es dem Künstler nicht gelungen, die Gestalten zur vollen Körperlichkeit herauszuarbeiten, noch spiegeln sie nicht das jubelnde Leben wieder, das die Natur erfüllt. Der Frühlings fährt mit Brausen vom Meere her über das Land; die unter den Strahlen der Abendsonne rosig schimmernden Wolken ziehen am Himmel, das Meer, dessen Farbe vom schillernden Grün zum tiefsten Violet am Horizont alle Töne durchläuft, rauscht mit Schaumköpfen an den Strand, man fühlt das wonnige Wehen des Frühlingssturms. Und dieser Reichtum an Farben, der durch die leuchtenden rothen und blauen Gewänder der Mädchen noch gesteigert wird, wirkt wie eine seltsam schöne Harmonie von jubelnden Klängen. —

Gesundheitspflege.

— Ist das Fleisch tuberkulöser Thiere für den menschlichen Genuß geeignet? Um die Frage zu entscheiden, ob das Fleisch und Fett von mit örtlicher Tuberkulose be-

hafteten Thieren für den menschlichen Genuß geeignet ist oder nicht, wurde das technische Kollegium der thierärztlichen Hochschule zu Berlin um ein Obergutachten ersucht. Die Veranlassung, dieses Gutachten einzuholen, hatte ein Fall gegeben, in welchem ein Schwein mit Tuberkulose der im Kehlgange und dem Fettgewebe des Getroses gelegenen Lymphdrüsen (Kehlgang- und Getrosdrüsen) behaftet gewesen war. Das technische Kollegium der thierärztlichen Hochschule entschied die Frage dahin, daß das Fleisch und Fett dieses Schweines, abgesehen von den direkt mit der Tuberkulose behafteten Theilen, vollständig für den menschlichen Genuß geeignet sei. Das Obergutachten hat folgende Fassung: „Die sanitätspolizeiliche Beurtheilung des Fleisches tuberkulöser Thiere richtet sich nach der Ausbreitung des Krankheitsprozesses und nach dem Einfluß, welchen die Tuberkulose auf den Ernährungszustand der Thiere ausgeübt hat. Das Fleisch tuberkulöser Thiere ist nur dann als gesundheitsschädlich zu betrachten, wenn die tuberkulöse Erkrankung bereits eine sehr weite Ausbreitung erlangt hat, und die Eingeweide (Lunge, Leber, Milz, Nieren), sowie das Fleisch selbst bezw. die in demselben gelagerten Lymphgefäße, Lymphdrüsen, Knochen und Gelenke ergriffen sind; desgleichen muß eine gesundheitsschädliche Beschaffenheit des Fleisches angenommen werden, wenn die Tuberkulose zur Abmagerung der erkrankten Thiere geführt hat. In diesen beiden Fällen liegt eine tuberkulöse Allgemeinerkrankung durch Eindringen der Tuberkelbazillen in das Blut vor. Als unschädlich dagegen ist das Fleisch solcher Thiere anzusehen, welche nur in geringem Grade mit der Tuberkulose behaftet sind und eine Verschlechterung des Ernährungszustandes nicht erkennen lassen. Unter geringgradigen sind hierbei alle diejenigen zu verstehen, bei welchen sich die krankhaften Veränderungen nur in den Verdauungs- und Athmungsorganen und in den dazu gehörigen Lymphdrüsen vorfinden. In den zuletzt angeführten Fällen hat die Tuberkulose keinen nachtheiligen Einfluß auf das Fleisch der Thiere. Das Fleisch kann daher nach Entfernung der erkrankten Theile ohne Bedenken dem freien Verkehr übergeben werden.“

Medizinisches.

— Einen Fall von Akromegalie (Riesenwuchs) hat Dr. Eugen Reiser-Breslau, wie er in der „D. Med. Wochenschr.“ mittheilt, kürzlich auf dem Lande beobachtet. Er betrifft einen 54-jährigen Arbeiter, der vor Jahren einen Schlaganfall erlitten hat und stark von rheumatischen Schmerzen geplagt worden ist. Schon seit Jahren fiel es auf, daß sein Gesicht, welches früher rund gewesen, immer mehr an Länge zunahm, ebenso wie seine Gliedmaßen. In letzter Zeit findet er keinen Schuster mehr, der ihm noch einen passenden Stiefel anfertigen kann. Er ist äußerst schwach geworden, so daß ihn schon jedes längere Gehen anstrengt. Außerordentlich sinnfällig ist die beträchtliche Länge seines Gesichts, die besonders auf einer starken Längenzunahme des Unterkiefers beruht. Das Gesicht ist wulstig, die Nase plump und lang, die Lippen sind dick und aufgeworfen, das Kinn ist sehr stark entwickelt. Sehr auffallend sind auch die Veränderungen an den Händen und Füßen, die in ihrem Aussehen an Taten erinnern. Fälle von Akromegalie sind verhältnismäßig selten.

Physikalisches.

ie. Die „Müdigkeit“ von Metallen. Kürzlich ist unter dem merkwürdigen Titel „Die Müdigkeit bei unbelebten Wesen“ in den Vereinigten Staaten eine eigenartige Abhandlung erschienen. Es ist etwa 30 Jahre her, daß der berühmte britische Physiker Lord Kelvin, damals Sir William Thomson, feststellte, daß Metalldrähte, die gewissen Erschütterungen z. B. durch den elektrischen Strom unterworfen werden, sich ganz verschieden nach einer längeren Zeit der Benutzung und nach einer Ruhezeit verhalten. Dies läßt sich z. B. an Telegraphendrähten nachweisen, die nach der Sonntagsruhe am Montage für den elektrischen Strom besser leitend sind, als in der Mitte der Woche. Gewährt man einem Drahte eine Ruhe von drei Wochen, so erhöht sich die Leitungsfähigkeit um 10 pCt. Die neue amerikanische Veröffentlichung über diesen Gegenstand stützt sich auf die Ergebnisse zahlreicher Experimente, die am Franklin-Institut unternommen wurden. Es geht daraus hervor, daß wiederholte Erschütterungen die Leitungsfähigkeit der Metalle schwächen, daß sie dieselbe aber nach einer kürzeren oder längeren Zeit der Ruhe in der früheren Höhe wieder gewinnen. In dieser Beziehung ist es in der That angängig, von einer Ermüdung der Metalle zu sprechen.

Technisches.

t. Ueber die Anwendung von Glühlampen im Fernsprechbetriebe giebt die „Elektrotechnische Zeitschrift“ eine bemerkenswerthe Mittheilung. Das Fernsprechamt in Basel war vielleicht die erste Anstalt ihrer Art, die vor etwa zwei Jahren Glühlampen als Signalapparate in ihrem Dienste benutzte. Jetzt hat eine große Gesellschaft in Ohio ein ähnliches Verfahren in erheblicher erweiterter Weise in Benutzung genommen. Bei dem dortigen Telephonbetriebe sind sämtliche Klappen durch Glühlampen ersetzt. Wenn ein Abonnent sein Telephon vom Haken herunter nimmt, so leuchtet auf dem Amte die seiner Nummer entsprechende Glühlampe auf, so daß der Beamte sofort den Ursprung der Anfrage erkennen und die darunter befind-

liche Abfragelinie stöpseln kann; dann erlischt die Glühlampe von selbst. Nun gehören noch zwei Abrufglühlampen zu jeder Verbindung. Die eine von ihnen glüht so lange, bis der Angerufene sein Telephon vom Haken nimmt, so daß der Beamte genau erkennen kann, ob die gewünschte Verbindung wirklich hergestellt worden ist. Die dritte Glühlampe erlischt sich bei Beendigung des Gespräches, so lange bis der Beamte die Unterbrechung wieder vorgenommen hat. Diese Einrichtung erscheint als so praktisch, daß sie jedenfalls noch erheblich an Verbreitung gewinnen wird.

— Herstellung leuchtender Anstrichfarben. Zur Herstellung leuchtender Farben giebt die „Pharm. Post“ folgende Vorschriften: 1. Roth: 8 Theile Bariumsulphat, 2 Theile feiner Krapplack, 6 Theile Realgar, 30 Theile leuchtendes Schwefelcalcium, sämmtlich auf das feinste gepulvert und mit 60 Theilen Cellad verrieben. 2. Grün: 10 Theile Bariumsulphat, 8 Theile Chromgrün, 34 Theile leuchtendes Schwefelcalcium, 48 Theile Cellad. 3. Orange: 17,5 Theile Bariumsulphat, 1 Theil Indisägelb, 1,5 Theile Krapplack, 38 Theile leuchtendes Schwefelcalcium und 46 Theile Cellad. Die Mischungen müssen auf der Farbmühle vorgenommen werden.

Humoristisches.

— In der jüdischen Dorfschule. Lehrer: „Welche Güter (Güter) sind die dauerhaftesten?“ Schüler: „Die Ehrengüter!“

— Zartes Gemüth. Junge Frau: „Sag, Männchen, ich habe schon oft über die Frage nachgedacht, wie es wäre, wenn eins von uns durch den Tod hinweggerafft würde.“

Er: „Am Gotteswillen, nur nicht ich! Denn ehe Du Witwe werden sollst, will ich viel lieber Wittwer werden.“

— Ein inneres Leiden. „Jetzt weiß ich nicht, was mit meiner Uhr ist: aufgezogen hab' ich sie, bis mir der Arm müde geworden ist, geschüttelt hab' ich sie, gegen die Tischplatte hab' ich sie geschlagen, auf die Erde und an die Wand hab' ich sie geschmissen, und sie geht immer noch nicht!“

(Rust. Bl.)

Vermischtes vom Tage.

— In Warnemünde ist ein neuer Leuchthurm errichtet, der in diesen Tagen in Betrieb gesetzt wird. Das Feuer des schlanken weißen Thurmes wird ein festes, weiches zweiter Ordnung mit drei hellen Winten sein, 34,25 Meter hoch über dem Meerespiegel.

— „Das ist unjer Feuer, das löschen wir allein!“ so riefen Ratiborer Feuerwehrlente denen von Wojak-Ostrog-Plania zu, die bei einem großen Schadenfeuer freundschaftlich Löschhilfe leisten wollten.

— Im Zoologischen Garten zu Breslau hatte ein Nilpferd die Mühe eines Klemmers, die in den Käfig gefallen war, verschluckt. Das Thier hatte darauf heftige Magenbeschwerden, die sich in Fregulust und „Traurigloit“ äußerten. Eine tüchtige Portion Rizinusöl erlöste es aber noch rechtzeitig von seinen Leiden.

n. Bei einer Hochzeitsgesellschaft in einem Gasthause zu Geislingen (Württemberg) wurde der Bräutigam plötzlich von Schläge getroffen und starb nach einigen Minuten.

— Seit einer Woche befindet sich Wien im Besitze der ersten Taxameter-Pohmwagen, Einspänner und Zweispänner, die man dort Comfortable und Sialer nennt.

— Dem Wiener „Deutsch. Volksbl.“ zufolge starb ein in der Klinik des Professors Rothmager beschäftigter Diener unter Krankheitserscheinungen, die darauf hindeuten, daß der Mann von den Pestbazillus-Kulturen angesteckt worden ist, die im vorigen Jahre aus Bombay nach Wien gebracht wurden.

— Serbische Räuber entführten einen wohlhabenden Müller aus Metobize in das ostbayerische Gebirge und forderten ihm 6000 Franks Lösegeld ab. Da die Gattin des Entführten die Summe in drei Tagen nicht beschaffen konnte, theilen ihr die Räuber mit, daß der Entführte an einem bezeichneten Baume aufgehängt worden sei. Der Leichnam wurde auch dort gefunden.

— In Brüssel wurde eine Tänzerin in dem Augenblick, als sie das Theater verließ, von einem Versicherungsinspektor durch Dolchstiche ermordet.

— Schmuckfahen im Werthe von 700000 Franks wurden einer Herzogin auf der Linie Paris-Amiens gestohlen.

— Bei Berwid (England) wurden Schiffstrümmern ans Ufer getrieben, die den Namen „Gebrüder Warsel“ tragen.

— Ein Physiologe an der Cornell-Universität in Ithaca richtete an die jetzigen und früheren Schüler der Hochschule ein Rundschreiben, in dem er sie aufforderte, ihr Gehirn der Universität zu physiologischen Untersuchungen testamentarisch zu vermachen. Es sind schon viele günstige Antwortschreiben eingelaufen.